

Tisa von der Schulenburg, Auschwitz (Selection?) 1963 / um 1975

Auflagenblatt (5/50) nach laviertem Tuschezeichnung von 1963, 50,5 x 35 cm

Das Blatt hat die originale Signatur „Tisa“, der Titel „Selection“ ist von anderer Hand auf dem Passepartout [sic!] hinzugefügt; der originale Titel lautet „Auschwitz“.

Das Bild

Eine schier endlose, in ordentlichen Reihen aufgestellte Menschenmenge steht an der Bahnrampe zum Lager Auschwitz-Birkenau, bewacht von zwei Männern in NS-Uniform, einer von ihnen hält rücklings in den Händen einen Stab. Alle Menschen sind dem Betrachter zugewandt, im Hintergrund befindet sich der Eingang zum Konzentrationslager. Die anonyme, gesichtslose Masse ist längs durch einen schmalen Gang geteilt. Wir wissen: Direkt nach der Ankunft erfolgt die Aussonderung der Arbeitsfähigen von den sofort zum Tod Bestimmten. Die sackartigen Kleider auf der einen Seite, die Hosen und Hüte auf der anderen lassen eine geschlechts-spezifische Differenzierung zu. Die SS-Offiziere, möglicherweise uniformierte Ärzte, haben die Angekommenen eingeteilt – ganz offen-sichtlich links die Frauen, Kinder, Greise, die alsbald ermordet werden, rechts die Arbeitsfähigen, zumeist Männer, die in Kürze über dem Lagereingang den makabren Spruch „Arbeit macht frei“ lesen und ihre geringe Chance zum Überleben wahrnehmen müssen.

Das Tor wirkt wie ein heller Fleck, zeigt aber nicht etwa das viel zitierte „Licht am Ende des Tunnels“. Über diesem Tor ballen sich dunkle Wolken zusammen, die Menschen wissen noch nicht, dass es der Rauch aus den Verbrennungsöfen ist. Noch sehen sie ihn nicht, erst nach der Selektion wird sie ihr Weg in die vorbestimmte Richtung führen.

Noch schauen die Menschen – im Sinne des Bildes – nach vorn, in die Richtung des Betrachters, gleichzeitig führt der Sog der Masse Mensch perspektivisch in die Tiefe des Bildraums, nach hinten, die Dunkelwirkung vor dem hellen Vordergrund verstärkt die Sogwirkung, hinzu kommen dunkle, eigentlich ‚leere‘ Flächen zwischen den Menschengruppen und am linken Rand der linken Gruppe sowie Lineaturen in der rechten Bildhälfte, wohl Andeutungen von Bahngleisen und benachbarten Gebäuden, die den räumlichen Eindruck verstärken. Schwach erkennbar sind rechts Andeutungen von Architektur in perspektivischer Verkürzung. Die Leerfläche im Vordergrund (ca. 40 % der Bildfläche) weist lediglich ‚Schmutzflecken‘ auf. Je nach fotografischer Abbildung ergeben die Dunkelflächen von horizontaler Architektur, Zwischenraum zwischen den Personengruppen, Rauchwolke und Turm über dem Lagereingang die Figur eines Kreuzes mit quergelegtem unterem Balken; dieser Eindruck wäre am Original zu verifizieren. Auf jeden Fall markiert der perspektivische Sog das Unausweichliche des Geschehens.

Kaum vorstellbar, dass so ein Bild als farbige Malerei, als Ölbild, als Aquarell oder Pastell gefertigt sein könnte. Die Rohrfeder, der Tuschpinsel umreißt die Gestalten mit breiter Kontur, krakelig zuweilen, bildet Figuren aus harten, eckigen Linien, anonyme Formen, die den dargestellten Menschen ihr Gesicht, ihre Individualität nimmt: Keine empfindsamen Wesen mehr, nur noch Materie für das Feuer, für die Arbeit. Die Darstellung bleibt skizzenhaft, das Grauen lässt sich nicht in Details fassen, so bleibt es bei Andeutungen, die Künstlerin selbst sprach gelegentlich von „gemalten Schnappschüssen“. Dazu gehören die hellen Leerflächen als Kontrapunkt zur Schwärze der Zeichnung, der feuchte Tuschpinsel überzieht den Bildraum mit grauschwarzer Wolkigkeit.

Tusch- und Rohrfederzeichnung, so spontan sie auch wirken, fordern die Beherrschung von Handwerk und Mitteln. 1935 hatte der bekannte Bildhauer Henry Moore Tisa geraten, „mehr zu zeichnen“. Die flüchtige Zeichnung hat sie zur Perfektion entwickelt, vor allem auch in Zeiten, als es darum ging, ganz

schnell einen Eindruck mittels eines Bleistifts auf einem Fetzen Papier zu bannen: Kriegsheimkehrer, ehemalige KZ-Häftlinge, Hungernde, Frierende, Heimatlose. Heinrich Böll hat die ‚Zufallsprodukte‘ gewürdigt: „Was sie sah, wie sie zeichnete, ist ohne jede Beimischung von Nostalgie, voll Erinnerung und in seiner Flüchtigkeit dauerhafter als manches Dokument aus dieser Zeit.“

Die Künstlerin

Am 07.12.1903 wird Elisabeth Karolina Mary Margarete Veronika Gräfin von der Schulenburg auf dem elterlichen Gut Tressow in Mecklenburg (heute Hotel) geboren, der Rufname Tisa verbleibt ihr bis zum Lebensende, auch als Künstlername, so hat sie ihre Bilder signiert. In preußisch-adligen Kreisen zeichnet man allenfalls zum Zeitvertreib, erst 1926 erlaubt der Vater, inzwischen Reichstagsabgeordneter der DNVP, später Mitglied der NSDAP, der Tochter ein Studium an der Kunstakademie Berlin. Zwei Jahre später, von einem Studienaufenthalt in Paris zurückgekehrt, heiratet sie den jüdischen Unternehmer und Kunstsammler Fritz Hess. Im Salon des Bankiers Hugo Simon, wo sie ihn kennenlernte, trifft sie auf Brecht, Remarque, die beiden Zweigs, Döblin, Heinrich Mann, Ringelnatz, Zuckmayer, die Maler Max Pechstein, Hans Purrmann, Kokoschka, Hofer und George Grosz, die Bildhauer Belling, Fiori, die Sintenis: Voilà, das Who-is-who der Kunstszene der späten 20er Jahre – und Einstein sei auch nicht vergessen!

Dann verliert Hess durch die Weltwirtschaftskrise sein Vermögen, die Nationalsozialisten kommen an die Macht, das Ehepaar Hess emigriert nach Großbritannien. Hier begegnet Tisa Henry Moore, schließt sich der antifaschistischen Künstlergruppe Artist's International Association an und begibt sich erstmalig – und auf Lebensdauer – in die Welt der Bergarbeiter, ihrer „schwarzen Brüder“. Der Wunsch, die Normen und Grenzen der eigenen privilegierten Klasse zu überwinden, wird Realität. Tisa unterrichtet im Settlement, vergleichbar unserer VHS-Bewegung, streikende Arbeiter und Arbeitslose und gewinnt ihr Vertrauen. Ihre Ehe hingegen zerbricht, Fritz Hess kann die Ambitionen seiner Frau, ihr starkes soziales Engagement nicht teilen oder zumindest verstehen. Ein Jahr nach der Scheidung kehrt Tisa nach Deutschland zurück, von der kranken Mutter nach Hause beordert, als der Vater im Sterben liegt. An den Beerdigungsfeierlichkeiten im Beisein von Adolf Hitler nimmt sie zwar nicht teil, dennoch verweigern ihr die Briten die Rückkehr nach England; als Tochter eines faschistischen Generals könnte sie doch eine Spionin der Nazis sein. Nichts liegt Tisa ferner, mit ihren Brüdern hat sie sich heftige Dispute geliefert. Bruder Fritz-Dietmar aber, nach außen hoher NS-Offizier, outet sich ihr gegenüber als überzeugter Kämpfer im Widerstand gegen Hitler, nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 wird er hingerichtet werden. Tisa hatte inzwischen den Jugendfreund Carl Ulrich von Barner geheiratet, dessen Gut Trebbow (heute Gedenkstätte Teehaus Trebbow) sie bis Kriegsende verwaltet, 1946 wird auch ihre zweite Ehe geschieden.

Im Juli 1945 verlässt Tisa ihre Heimat, flieht vor den Russen in den Westen, arbeitet in Hamburg als Journalistin für DIE WELT und gelangt so, bei Recherchen für die Zeitschrift, ins Ruhrgebiet, schließlich über private Kontakte – ihr Bruder Fritz hatte 1928-32 als Assessor beim Landratsamt Recklinghausen gearbeitet – nach Dorsten, wo sie zum katholischen Glauben konvertiert, in das Ursulinenkloster eintritt, als „Schwester Paula“ einen neuen Namen und eine neue Rolle erhält und 1962, nach Befreiung von ihren Aufgaben als schulische Kunsterzieherin, endlich, nun wieder als „Tisa“, ihre eigentliche künstlerische Karriere realisieren kann. Bis fast zu ihrem Tod 2001 arbeitet sie, unermüdlich und erfolgreich.

Die Worte des Dorstener Kaplans Heinrich Spaemann, der Tisa von der Schulenburg den Weg in ihr neues Leben wies, sind auf eine Brunnenplatte auf dem Marktplatz Dorsten graviert, gleichsam das Vermächtnis der Künstlerin.

*Die den Greuel der Verwüstung überlebten,
schlugen an ihre Brust, widersagten für alle Zukunft*

*der Überhebung und Gewalttat,
bekanntensich zu einem armen und bußfertigen Leben
und erflehten für sich, ihr Volk und die Menschheit
die Gnade der Umkehr und des Friedens.*

Das Thema

„Frei will ich leben und frei will ich sterben“, das war schon immer der Wahlspruch von Tisa von der Schulenburg (Friedrich Schiller, Wallensteins Lager). Natürlich hatte sie mit wachem Bewusstsein die politischen Entwicklungen verfolgt, hatte die wachsende Unfreiheit ihrer Landsleute, die wachsende Bedrohung der deutschen Juden mit Sorgen erkannt, so richtig klar war ihr das, was der Nationalsozialismus angerichtet hatte, dennoch nicht geworden. Dann fällt ihr Anfang der 1960er Jahre ein Buch in die Hände: Gerhard Schoenberner, Der gelbe Stern, eine Dokumentation der Judenverfolgung mit vielen fotografischen Aufnahmen, die ihr das ganze Ausmaß von Deportation und Vernichtung offenbart.

Um sich von den alptraumhaften Bildern zu befreien, vielleicht auch, um sie ein bisschen zu verstehen, greift Tisa zum Pinsel, zur Feder. Da erscheint die **brennende Synagoge aus der „Reichskristallnacht“** vom 09./10. November 1938, von schwarzen Rauchwolken umgeben, zwischen den Flammen ragt der Davidstern auf der Kuppel empor. Als „Judenstern“ in gelber Farbe gehört er seit 1941 zur weithin sichtbaren Brandmarkung der deutschen Juden.

In all den Kriegsjahren hatte ich kein jüdisches Gesicht zu sehen bekommen. Weder in Berlin noch in Lübeck noch auf der Bahn. An einem Tag aber, kurz nachdem den Juden das Tragen des Gelben Sterns zur Pflicht gemacht worden war, begegnete ich einer vornehm aussehenden älteren Dame in Schwerin auf der Straße. Sie trug den Gelben Stern. Sie sah still und verschlossen aus. Was sollte ich tun? Ich hatte eben in einem Laden gegen Speck eine Schachtel Pralinen erworben. Ich trat auf sie zu und sagte ihr: „Entschuldigen Sie bitte, gnädige Frau, ich habe grade nichts anderes bei mir, darf ich Ihnen dies als Zeichen meines Mitgefühls geben, ich kann das Ding da nicht sehen!“ Das Ding – der Gelbe Stern. Damit gab ich ihr die Pralinschachtel. Sie nahm sie und sah mich erstaunt, aber freundlich an, sie dankte und ging weiter.

Danach ergriff mich eine Panik! Jeder kannte in Schwerin jeden. Würde man mich anzeigen? Ich bog in eine Seitenstraße, lief, bog mehrere Haken, bis ich mir sagte, dass das noch auffälliger sei. Ich hätte sie fragen sollen, was ich für sie tun konnte. Sicherlich! Aber wie mich glaubhaft machen? Ich berichte dies, um zu zeigen, wie lächerlich wenig ich tat – oder tun konnte. Wie banal das war. Die Diskrepanz zwischen Wollen und Tun. (Ich hab's gewagt, S. 149f.)

Auch die Deportierten tragen „das Ding“. Das **Blatt mit dem Titel „Holocaust“** (1980?) zeigt den Zug derer, die sich auf den Lagereingang zu bewegen, von hinten, Männer, Frauen, Kinder, sicherlich noch vor der Selektion. Auf den Rückseiten der Mäntel prangt der Stern, die Menschen schleppen ihre spärliche Habe, die letzten wenden sich um, dem Betrachter zu, fragend, anklagend, mit verzerrten Gesichtern.

Zu dieser Zeit [Ende 1943/Anfang 1944] drang es allmählich durch: Man brachte die Juden um, wie man die Geisteskranken umgebracht hatte. Man verschleppte sie in Lager. Man vergaste. Verbrannte. Wie das geschah, darüber war nichts zu erfahren. Nichts von der grauenhaften Perfektion der Vernichtung, von apokalyptischen Zahlen. Man erfuhr auch nicht die Namen der Lager außer Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen und später noch Flossenbürg und Theresienstadt. Die Geheimhaltung war wirklich perfekt. Ein Hamburger Kommunist sagte mir

nach dem Kriege, dass sie nicht einmal den Namen von Neuengamme gekannt hätten, dem KZ vor den Toren von Hamburg.

Wir in Mecklenburg hatten gehört, dass es im Land ein KZ gab. Aber wo es lag, wie es hieß, es war nicht zu erfahren. Es war Ravensbrück.

Matthias Wieman wurde von einem Parteimann angesprochen, ob er an einem Sonntag nicht mit ihm im Auto zu einem KZ fahren wolle, dort seien so schöne stolze Frauen zu sehen. Ein makabres Angebot. Wieman lehnte ab. Anfang 1944 schätzte Fritz die Zahl der KZ-Gefangenen auf zweihunderttausend. In Wirklichkeit waren zu der Zeit eine Million in den Lagern! Es war also auch den Männern des Widerstands in keiner Weise möglich, sich einen genauen Überblick zu verschaffen. (Ich hab's gewagt, S. 150)

Das **Blatt mit dem Titel „Auschwitz“** (im Hertener Kunstbesitz als „Selection“ geführt) entstand nach einem Foto vom 26.05.1944; im Zeitraum 15.05.-08.07.1944 wurden 476 000 Juden aus Ungarn nach Auschwitz verbracht. 300 000 von ihnen wurden sofort nach ihrer Ankunft in den Gaskammern getötet. Die Bilder von Ankunft und Selektion der Deportierten stammen aus einer Kollektion von über 200 Fotos, die im Sommer 1944 aufgenommen wurden, als die Truppentransporte aus Ungarn eintrafen. Der Vergleich von fotografischem Dokument und künstlerischer Umgestaltung zeigt bei eigenständiger Flächenaufteilung den Verzicht auf Details, auf Eisenbahnwaggons, Lastwagen, Lagergebäude etwa; stattdessen erfolgt die Verdeutlichung der Gruppen, die Akzentuierung durch die Dunstwolken – insgesamt also die Betonung der Ausweglosigkeit. Daneben existiert ein **weiteres Blatt mit Verzicht auf die Soldaten** im Vordergrund, ansonsten nahezu identisch. Des Weiteren hat Tisa, ebenfalls nach einem Foto aus dem Schoenberner-Buch, die Verladerampe in einer **menschenleeren Version** dargestellt. Mutmaßlich stammen die Fotovorlagen von einem Angehörigen des NS-Regimes, ein anderes hingegen wurde heimlich aufgenommen.

Wir senden Euch Bilder aus Birkenau von einer Vergasungsaktion. Ein Foto zeigt einen der Scheiterhaufen im Freien, auf denen Leichen verbrannt werden, weil das Krematorium mit dem Verbrennen nicht nachkommt. Vor dem Scheiterhaufen liegen Leichen, die noch aufgeschichtet werden. Das andere Bild [sic!] zeigt einen der Plätze im Wald, wo sich die Leute ausziehen, angeblich für das Bad, um dann ins Gas zu gehen.

Dringend: Schickt uns schnellstens zwei Rollfilme für einen Fotoapparat 6 x 9. Es besteht die Möglichkeit, weitere Aufnahmen zu machen. (Kassiber der Widerstandsorganisation des Lagers)

Auch zu dem hier angesprochenen Bild gibt es eine Interpretation durch Tisa, ebenfalls mit dem Bildtitel **„Holocaust“**, die in diesem Fall die Schräglage der Kameraführung übernimmt, die Masse der Menschen jedoch ins schier Endlose, über den Bildrand hinaus reichend, erweitert, gerahmt durch die schwarzen Rauchwolken; eindringlicher lässt sich die Unausweichlichkeit des Geschehens nicht darstellen.

Deutschland war für mich ein großer Friedhof. Wie sehr dieser Vergleich zutraf, sollte ich erfahren, als wir vom Depot aus in einen KZ-Film gehen mussten [1947]. Gottes Mühlen ... Da lagen die Toten übereinandergestapelt wie Haufen Brennholz. Der Film war in seiner Gespenstigkeit unreal gewesen.

Langsam erfuhr man die Namen der KZ-Lager, Namen, die man nie vorher gehört hatte, auch wenn man noch so sehr danach geforscht hatte. Allmählich erfuhr man die Zahl der Getöteten, und langsam kamen die Nachrichten über alles, was sich dort zugetragen hatte, durch. Ich wehrte mich in Empörung und Hass. Ich wollte nichts damit zu tun haben. Damit. Mit diesem meinem Land. Deutschland. Ich wollte raus. Ich wollte nach England zurück. (Ich hab's gewagt, S. 191)

Dazu ist es nicht gekommen, wie wir wissen.

Und wir wissen auch, dass es lange dauerte, bis Informationen über Deportationen, Selektionen, Verfolgung und Ermordung der deutschen, der europäischen Juden veröffentlicht wurden, bis Überlebende bereit waren, von ihren Schicksalen zu berichten.

Primo Levi, italienischer Jude (1919 geboren, 1987 durch Selbstmord gestorben), wurde im Februar 1944 nach Auschwitz deportiert, von den 650 Menschen seines Transports überlebten fünf. Seine eindrücklichen Erinnerungen erschienen 1961 erstmals in deutscher Sprache, hätten also nahezu zeitgleich mit der Fotodokumentation von Schoenberner Tisa in die Hände fallen können.

Mit einmal löste sich dann alles. Die Tür wurde krachend aufgerissen, das Dunkel hallte wider von fremden Befehlen, jenem barbarischen Gebrüll kommandierende Deutscher, die sich eines jahrhundertealten Ingrimms zu entledigen scheinen. Vor uns erkannten wir einen ausgedehnten, von Scheinwerfern angestrahlten Bahnsteig. In geringer Entfernung eine Reihe von Lastautos. Dann war wieder Schweigen. Jemand übersetzte: Man hatte mit dem Gepäck auszusteigen und dieses längs des Zuges abzustellen. In einem Augenblick war der Bahnhof voll wimmelnder Schatten. Doch wir hatten Angst, jenes Schweigen zu brechen; alle machten sich nur mit dem Gepäck zu schaffen, suchten sich, riefen einander, jedoch nur schüchtern und halblaut. Abseits standen breitbeinig und teilnahmslos ein Dutzend SS-Leute. Aber dann drängten sie sich zwischen uns und begannen mit leiser Stimme und steinernen Gesichtern, uns rasch nacheinander in schlechtem Italienisch auszufragen: „Wie alt? Gesund oder krank?“ Und sie wiesen je nach der Antwort in zwei verschiedene Richtungen.

Das Ganze spielte sich so lautlos wie in einem Aquarium oder wie in bestimmten Traumbildern ab. Wir hätten es uns apokalyptischer vorgestellt: Sie aber sahen aus wie gewöhnliche Ordnungspolizei. Das war verwirrend, entwaffnend. Einige besaßen den Mut, sich nach dem Gepäck zu erkundigen, sie erwiderten: „Gepäck nachher“; einige andere wollten sich nicht von ihrer Frau trennen, sie sagten: „Nachher wieder zusammen“; viele Mütter wollten ihre Kinder nicht hergeben, sie sagten: „Gut, gut, mit Kind bleiben.“ Stets mit der gelassenen Sicherheit derer, die nichts als ihren tagtäglichen Dienst versehen. Aber Renzo verabschiedete sich einen Augenblick zu lange von Francesca, seiner Braut, und da streckten sie ihn zu Boden mit einem einzigen Hieb mitten ins Gesicht. Es war ihr tagtäglicher Dienst.

In weniger als zehn Minuten wurden wir arbeitsfähigen Männer alle zu einer Gruppe zusammengestellt. Was mit den andern geschah, den Frauen, den Kindern, den Alten, das konnten wir weder damals noch später in Erfahrung bringen: Die Nacht verschluckte sie ganz einfach. Heute aber wissen wir, dass bei jener raschen und summarischen Auswahl ein jeder von uns danach beurteilt worden war, ob er oder ob er nicht imstande sein würde, zum Nutzen des Reiches zu arbeiten ... [von über 500 Eingelieferten wurden 66 Männer und 29 Frauen in die Arbeitslager eingeliefert; nach anderen „Aussonderungsverfahren“ unterschied man einfach nach den Türen der Transportwaggons]

Solcherart, in einem Augenblick, meuchlings, vergingen unsere Frauen, Eltern, Kinder. So gut wie keiner hatte die Möglichkeit, sich von ihnen zu verabschieden. Wir sahen sie noch eine Weile als dunkle Masse am anderen Ende des Bahnsteigs stehen, dann sahen wir nichts mehr.

[Die Arbeitsfähigen werden auf ein Lastauto verladen] Kaum länger als zwanzig Minuten dauerte diese Fahrt. Dann blieb der Lastwagen stehen, und man erkannte ein großes Tor und darüber die grell beleuchtete Schrift: ARBEIT MACHT FREI. (Primo Levi, *Ist das ein Mensch?*, S. 17f., 20)

1995 hat der israelische Historiker **Gideon Greif** die Augenzeugenberichte des jüdischen „Sonderkommandos“ in Auschwitz aufgezeichnet, von denen einige wie eine Bildbeschreibung des Dokumentarfotos wirken.

Die Waggons wurden gleichzeitig geöffnet, und man befahl uns, schnell auszusteigen. Wir verließen den Zug, meine Schwestern stützten unsere Mutter, ich nahm den Vater, der ja gelähmt war und nicht laufen konnte. Da kam jemand auf mich zu und sagte zu mir: „Du brauchst nicht mit ihm zu gehen, es ist überhaupt besser für dich, wenn du nicht mit ihm gehst“, und noch beim Sprechen packte er mich und riss mich vom Vater los. Man schleppte Vater fort und warf ihn auf einen Lastwagen, wie einen Hund.

Dann begann die „Selektion“. Die Mutter brachte man auf die eine Seite, mich und die zwei Schwestern auf die andere. Wer nicht zur Arbeit eingeteilt wurde, wurde noch am gleichen Tag verbrannt. Uns, die wir noch auf dem Bahnsteig übriggeblieben waren, trennte man nach Frauen und Männern, machte noch einmal eine Selektion unter den Männern und brachte uns dann fort nach Birkenau, in die Bäder, zum Duschen. (Josef Sackar, *Griechen*, 03.04.1944, S. 65f.)

Wir kamen in der Nacht an. An der Station der Rampe empfingen uns der Lagerleiter, der Rapportführer und der Lagerarzt. Man holte uns alle aus den Waggons, trennte Frauen und Kinder von den Männern und sagte uns, wir sollten uns in Fünferreihen aufstellen. Jeder musste an dem Lagerarzt, der die Selektion durchführte, vorbeigehen. Er stand dort mit einem Stock und begann: „Links“ – „Rechts“. Er sagte da noch nicht einmal mit Worten, sondern gab mit seinem Stock Zeichen in die eine oder die andere Richtung. Wir wussten nicht, welche Seite die bessere war. ... Die Jungen kamen auf die eine Seite, die Alten auf die andere. Frauen holte man bei der Selektion dieses Transports überhaupt nicht heraus. Es gab Transporte, bei denen auch Frauen oder junge Mädchen ausselektiert wurden, aber bei unserem Transport kamen keine heraus. Aus der Gruppe der Männer wurden 200 Leute ausgewählt, alle anderen wurden sofort vergast. (Abraham und Shlomo Dragon, Polen, 07.12.1942, S. 118)

Wir waren an unserem Ziel. In der Nähe des Lagers hatten wir junge Männer und Frauen beim Unkrautjäten gesehen, die waren schrecklich abgemagert. Noch am gleichen Tag fand eine erste Selektion auf der Rampe statt: junge Männer und Frauen auf die eine, alte Leute auf die andere Seite. Alle Alten, Kranken, Schwachen, schwangeren Frauen und kleinen Kinder wurden auf Lastwagen geladen und nach Birkenau gebracht. Dort wurden sie gleich verbrannt, gingen direkt noch am gleichen Tag in den Tod. Als man die Alten auf dem Lastwagen wegholte, dachten wir noch, die hätten Glück, die könnten fahren, während wir zu Fuß gehen mussten. (Jaacov Gabai, Grieche, 11.04.1944, S. 193)

Eindringlich auch die Worte von **Elie Wiesel**, der als 16-Jähriger in Auschwitz von den Amerikanern befreit wurde. Sie fassen gleichsam das Bild der Tisa von der Schulenburg in Worte:

Rampe vor dem großmäuligen Tor.
Schienen, die auf dem ungeheuren Altar zusammenlaufen,
dessen Flammen den Himmelsthron berühren,
ihn berühren müssen.
Da ist sie also, die Rampe.
Der Kreuzweg.
Mengele.
Eine Bewegung des Stabes zeigte den Todesweg.
Bei Tagesanbruch war von unserem Konvoi nicht mehr viel übrig.

Das 2000 erschienene Buch „Holocaust“ des populären Historikers **Guido Knopp** liefert – bei größerer zeitlicher Entfernung und auf der Basis vieler Dokumente und Aussagen von Zeitzeugen – eine summierende Zusammenschau.

Nach einer qualvollen Zugfahrt ging es bei der Ankunft in Auschwitz plötzlich alles ganz schnell: Die Türen wurden aufgerissen, die entkräfteten Opfer hinausgezerrt, von lautem Gebrüll und dem Bellen der scharfen SS-Hunde zur Eile angetrieben. Viele stolperten, fielen in den Staub, die Nachkommenden trampelten über sie hinweg. Das Chaos war beabsichtigt, ein perfektes System der Einschüchterung. Die völlig orientierungslosen und von dem Gestank und Elend der Fahrt demoralisierten Menschen gehorchten den Befehlen. Nachdem alle aus dem Waggon getrieben waren, wurden das Gepäck und die Leichen aus dem Zug geworfen.

In diesen Momenten entschied sich das Schicksal der Deportierten. Frauen und Männer wurden voneinander getrennt, Familien in wenigen Sekunden auseinandergerissen. Nachdem man sie nach Geschlecht und Alter sortiert hatte, mussten sich die Häftlinge in Fünferreihen aufstellen. Dann ging es am Lagerarzt vorbei. Stumm wies dieser mit einer Handbewegung nach links oder rechts. Nach rechts dirigierte er die „Arbeitsfähigen“, nach links wies er Alte, Schwache und Kranke sowie Kinder unter 15 Jahren mit ihren Müttern. Dauerte die Selektion zu lange und wurden die Henker müde, so gab es für die restlichen Opfer nur noch eine Richtung: nach links, in den Tod. *Ich sah, dass die Reihe der Deportierten vor einem großen feschten Offizier vorbeizog, der wie ein Orchesterdirigent wortlos mit Handzeichen die Gefangenen in die verschiedenen Gruppen einteilte.* (Erzsebet Fried, *Überlebende des KZ Auschwitz, über eine*

Selektion, an der Josef Mengele beteiligt war) Die Todeskandidaten auf der linken Seite wurden gleich zur Gaskammer getrieben. Wer nicht mehr gehen konnte, wurde auf Lastwagen verfrachtet. Alles musste schnell gehen, die Mörder wollten keine Zeit verlieren. (S. 241ff.)

LITERATUR

Hella Baudis, Ausstellungskatalog „Die Zeichnungen“, Schwerin 1988

Bilderwelten. Der Kunstbesitz der Stadt Herten, Herten 2015

Gideon Greif, „Wir weinten tränenlos...“. Augenzeugenberichte des jüdischen Sonderkommandos in Auschwitz. Frankfurt 3. Auflage 2000

Guido Knopp, Holocaust, München 2000

Primo Levi, Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht. Aus dem Italienischen von Heinz Riedt, München, 4. Auflage 2013

Gerd Schoenberger, Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933-1945. Neuausgabe Hamburg 2013

Anneliese Schröder, Tisa von der Schulenburg, Recklinghausen 1983

Tisa von der Schulenburg, Ich hab's gewagt. Bildhauerin und Ordensfrau – ein unkonventionelles Leben, Husum 1981